

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 10.

Posen, den 6. Juli 1927.

Nr. 10.

Copyright by Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

Der verlorene Kranz

Roman von Toni Rothmund.

9. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Margrit stief an die Tür und öffnete. Allerlei Dinge wurden aus dem neben der Treppe liegenden Kämmerlein herausgeschleudert, Säcke, Lumpen und altes Gerümpel, und immer noch flogen weitere Wurfgeschosse so heraus, daß Märkt, der Knecht, und die Magd Rütter ihre Köpfe in acht nehmen mußten, während sie sich mühten, die gewaltsam herausgeräumten Sachen zu verstauen. Nun trat Thomas aus dem leeren Raum und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Schau, ich schaff' dir Platz in deinem Elternhaus, Margritli,“ sagte er dabei, und sein Gesicht strahlte von Bosheit. Und dann schaffte er mit dem Knecht eine Bettlade, einen Kleiderkasten und Tisch und Stühle ins Zimmerlein.

Während Margrit sich die Sachen ein wenig zurecht-rückte, kam ihre Schwester und warf ein Bündel Bettwäsche auf den Tisch: „Anziehen mußt dir das Bett selbst, ich hab' keine Zeit. Komm mit, Rütter, zu Nacht kochen.“

Margrit tat nach der Schwester unfreundlichen Worten. Das Herz war ihr schwer. Judith haßte sie — und Thomas war auch nicht mehr so, wie er als freudiger Hochzeiter gewesen. Die Mutter war unheimlich und fremd. Und das Kind Leonhard trug sein einsames Herzeleid in diesem Haus ohne Liebe herum.

Dem vielleicht konnte sie ein wenig Sonnenschein bringen, dachte Margrit, als sie sich traurig an diesem Abend zum Schlafen legte. Lange noch stöhnte das Heulen des Kettenhundes durch die Lüfte, und die ganze Nacht weinte der Regen gegen die Fensterscheiben.

Andern Tags war die Schwanderin wieder in ihre Stummheit zurückgefallen. Auf alle Fragen gab sie karge und unzulängliche Antworten. Sie schien Schmerzen zu haben, aber sie klagte nicht, sondern litt sie wie etwas Unabänderliches. Thomas und Judith knurrten sich an wie zwei bissige Hunde, und das Gesinde ging verdrossen aneinander vorbei. Niemand im ganzen Hause tat dem andern etwas zu lieb, verborgener Haß glomm wie Blut unter Asche. Am meisten hatte der kleine Knabe unter dem unguuten Wesen im Hause zu leiden. Judith ließ alle üble Laune an ihm aus, Thomas nannte ihn nicht beim Namen, sondern hieß ihn nur „Koch“. Er schlief bei der Magd in der Kammer und saß bei den Mahlzeiten neben ihr. Zuletzt von allen bekam er sein liebloses angertichtetes Essen. Auf dem Kopf hatte er einen Schorf, der ihn häßlich entstellte, so daß niemand Wohlgefallen an ihm haben konnte.

„Es vergeht von selbst,“ sagte Judith gleichgültig, als Margrit ihr deswegen Vorhalt machte.

„Wenn dann die Krankenschwester kommt, soll sie uns sagen, was man dagegen machen muß,“ sagte Margrit. Die Schwester schaute auf. „Wieso, Krankenschwester? Für wen?“

„Für die Mutter,“ gab Margrit zurück. „Ich hab' mit dem Thomas schon geredet, er spannt an und läßt sie heut mittag holen. Den Doktor will sie ja nicht. Der wär' wohl freilich noch besser.“

„Was das für neue Moden sind,“ sagte Judith scharf. „Du meinst nur, du mußt kommen und alles kommandieren.“

„Du hättest schon längst dazu tun sollen,“ gab Margrit ruhig zurück. „In deine Sachen red' ich dir nit drein. Aber es ist meine Mutter so gut wie deine, und ich will schon sehen, ob ich das Recht hab', die Schwester holen zu lassen, oder nit.“

Der Hellerwirtin stieg der Zorn zu Kopf, als die junge Schwester so gegen sie auftrat, und sie hatte eine böse Antwort auf den Lippen; aber ihr Gatte trat herzu, und da schwieg sie. Eine geheime Macht schien sie zu händigen. Margrit wußte nicht: war's Lieb' oder Furcht oder Haß? Vielleicht von allem ein wenig.

Die Krankenschwester kam, brachte reines Verbandzeug mit und zeigte Margrit, wie sie die Wunde behandeln müsse. Als Margrit den kleinen Leonhard suchen wollte, war er nirgends zu finden. Es stellte sich später heraus, daß Judith ihn mit dem Jungknecht über Land geschickt hatte. So mußte sich Margrit begnügen, seinen Zustand zu beschreiben und sich Verhaltensmaßregeln geben zu lassen. Unter den leichten und geschickten Händen der Tochter erholte sich die Schwanderin überraschend schnell. Dem Büblein aber wusch Margrit jeden Tag sorglich das wunde Köpfschen mit Kamillentee und salbte und verband es, damit es in Ruhe heilen könne. Auch nähte sie ihm ein Kittelchen, das sie mit ein paar bunten Zierstücken puzte. Da blühte auch das Kind auf und lief Margrit nach wie ein Hündchen. Es wußte ihr aber niemand Dank dafür. Denn obwohl Judith selbst keinerlei Liebe für das Kind zeigte, so schien sie doch eifersüchtig auf Margrit zu sein, der sich das vernachlässigte Büblein in dankbarer Zärtlichkeit angeschlossen. Des Schwagers anfängliches Wohlwollen aber hatte sich Margrit durch ihr Verhalten zu dem ungeliebten Geschöpf anscheinend gänzlich verschert. Er streifte sie nur manchmal im Vorübergehen mit einem kurzen Blick und richtete nie mehr das Wort an sie. Das tat ihr weh. Denn er war doch fast der einzige gewesen, der ihr ein freundliches Willkommen geboten hatte. Eine dumpfe, drückende Last ruhte über dem Haus ohne Liebe, und jeder trug sein Teil daran, von der schweigenden alten Frau bis zu dem freudlosen Kinde. Auch auf Margrit senkte sie sich herab in diesen trüben Vorfrühlingswochen und tötete jedes Frohgefühl in ihrem Herzen.

Noch nie hatte sich Margrit so nach dem Osterfest gesehnt wie dieses Jahr. Droben auf dem Wald, da waren die Feste nicht nach dem Kalender gegangen. Josias Firnhaldler hielt sie alle in seinen Händen und verschwendete sie nach Lust und Laune. Hier unten war es schwül und dumpf, hier brauchte es schon eines äußeren Anlasses, um froh zu sein.

Es war warm wie im Mai, obgleich die Bäume kahl standen und die Wiesen noch schliefen. Thomas hatte den Tanzboden vor dem Hause in Ordnung bringen lassen und Musik bestellt. Judith hatte eine Unmenge

Suchen gebahten, denn wenn sie wollte, konnte sie schaffen für drei. Der „Letzte Heller“ hatte sich gerüstet, viele Gäste zu empfangen, nur einen hatte man vergessen zu laden, und von selbst hatte er sich auch nicht eingestellt — der rechte, stille, frohe Osterfrieden.

Da hatte sich Margrit aus all der Unrast geflüchtet und war den Osterglocken nachgegangen, die von allen Türmen klangen. Im Städtchen war sie in der Kirche gewesen, hatte still unter den Andächtigen gesessen und Trost für ihr trauriges Herz gesucht. Und nun schritt sie langsam, das Gesangbuch in der Hand, durch den östlichen Wald heimwärts. Die alten, vertrauten Lieder sangen noch in ihrem Herzen, Vogellied geleitete sie, und Anemonen lachten sie an. Sie und da jubelte ein lichtgelbes Fleckchen und verriet ein Himmelschlässelein. Margrit pflückte einen Strauß von den goldenen Blumen. Sie wollte sie dem kleinen Leonhard bringen, und ein paar davon wollte sie am Nachmittag an ihr Kleid stecken beim Tanz. Manchmal warf sie einen spähenden Blick durch die schon sanft rötlich schimmernden Baumkronen an den Himmel hinauf, ob sich auch das Wetter halte. Blau und seiden spannte er sich über ihr aus. Der machte keinen Strich durch die Rechnung.

Beim Blumensuchen hatte sie des Weges nicht geachtet und war nur immer so ins Waldinnere hineingegangen. Auf einmal erschraf sie so, daß sie einen hellen Schrei ausstieß. Hinter einer dicken, silberstämmigen Buche trat plötzlich ein Mann mit einem grünen Rock und einer Schilbmütze, mit einem Gewehr auf dem Buckel, hervor und starrte ihr durchdringend ins Gesicht. Als er ihren Schreck sah, lachte er gutmütig und rief der eilig Flüchtenden ein Scherzwort nach. Sie hatte vergessen, daß die Grenze mitten durch den Wald ging; sie war ihr unbemerkt nahe gekommen. Eifrig trachtete sie nun, den schmalen Fußpfad wieder zu finden. Aber der war nicht zu sehen, und ziemlich ratlos stand sie da mitten unter Anemonen und Schlüsselblumen und wußte nicht aus noch ein. Und wie sie noch Umschau hielt und nach der Sonne spähend die Richtung, die sie einschlagen mußte, festzustellen suchte, erschraf sie von neuem. Wie aus dem Boden gewachsen stand plötzlich ihr Schwager vor ihr und sah sie erstaunt an. „Wie kommst denn du daher, Margrit, so mitten in den Wald?“

„Ich hab' mich verirrt,“ sagte sie verlegen, und er lachte hell auf. „Und das will ein Grenzkind sein!“

„Ich bin ja nit hier aufgewachsen,“ entschuldigte sie sich. „Aber recht froh bin ich, daß ich dich gefunden hab', Thomas, nun kannst du mir den Weg heim zeigen.“

„Was gibst du mir dafür, Margritli? Umsonst ist der Tod!“ sagte er und schaute übermütig auf sie hernieder.

Sie teilte den Strauß in zwei Hälften. „Wenn du die Blümlein willst?“

„Was tu' ich mit Blumen? Ein Ruß wär' mir lieber, Margrit.“

Sie wurde blutrot. „Du bist närrisch, Thomas. Mit der Münz' zahl' ich nit!“

Er lachte gutmütig. „Nun, sei nur nicht gleich so obenhinaus. Wir sind doch jetzt so gut wie Bruder und Schwester. Uebrigens war's nur ein Spaß, und du brauchst mir nit bö's drum sein!“

Jetzt schaute sie mit frohen Augen zu ihm auf. „Ich bin dir nit bö's, Thomas! Ich bin froh, daß du so gut aufgelegt bist. Immer hab' ich gedacht, du hättest etwas gegen mich!“

„Gegen dich? Wie könnt' einer was gegen dich haben, wo du nur allen zu lieb lebst und keinem zu leid! So was kennt man nit dort drunten!“

Der düstere Schatten lag wieder auf seinem Gesicht und machte es finster. „Es sollt' eins nit glauben, daß du aus der gleichen Familie bist wie's Judith.“

„Als ich dazumal bei eurer Hochzeit da war, hast du anders gesprochen,“ sagte Margrit vorwurfsvoll.

„Ja, seitdem ist vieles anders geworden, Margrit.“

Und zwei Augen sind zu viel im Haus. Alles könnt' recht und gut sein ohne den „Rock“.“

„Warum sagst du dem Kind den wüsten Namen?“ stieß Margrit geärgert heraus.

Er zog die Mundwinkel höhnisch herab. „Ha, nach seinem Vater, der Rock war im „Drei König“ zu Basel. Fein haben sie es angefangen, deine Mutter und deine Schwester, daß sie dem Bündel einen Vater besorgten —“

„Du nit! Du bist dem armen Kind kein Vater geworden, Thomas. Und 's ist doch dem Judith sein Kind und gehört zu ihm wie sein eigen Fleisch und Blut. Und wenn du's Judith lieb hast, dann kannst du auch ihr Kind nit hassen!“

„Ich hab' 's Judith nimmer lieb, seit es mir den Streich gespielt hat. Hätt' es mir offen gesagt: ich hab' ein Kind — dann hätt' ich Ja oder Nein zu dem Kind sagen können, und dabei wär' ich geblieben. Und wenn ich's aus freien Stücken genommen hätt' so sah' das Ding heut anders aus. Aber es hat nit gesagt. Es hat mich bloß belogen und betrogen vom ersten Tag an, das ist alles. Und das kann ich ihm halt einfach nit verzeihen.“

„Aber dazu ist man doch da, daß man einander verzeiht, Thomas. Verzeihen ist besser als hassen. Hassen macht einen bloß elend.“

„Was weißt du vom Haß, du Kind?“

Ihre Augen blitzten dunkel. „Mehr, als du meinst.“

Er betrachtete sie sehr aufmerksam. „So — und ist dir's gelungen — das Verzeihen, mein' ich?“

Sie schlug den Blick nieder. „Immer nit,“ sagte sie zögernd.

„Dann ist die Weisheit auch nit in deinem eigenen Gärtlein gewachsen,“ sagte er und atmete auf dabei. „Geglaubt hätt' ich sie dir ohnehin nit. So ein Mäd'el wie du, das muß hassen und lieben können, Herrgott noch einmal!“

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an Walter Fleg zum 40. Geburtstage des Dichters 6. Juli 1927.

Was Walter Fleg seiner Mutter verdankte.

Von Bernita-Maria Moebis.

Gott legte des Himmelsreichs Schlüssel
in deine Mutterhand;
es wob deine heilige Liebe
ein wunderfeines Band
des Segens um jede Stunde,
bis alle Unrast schwand,
und fromm aus der schenkenden Güte
Dein Kind den Heimweg fand!

Bernita-Maria Moebis.

Für Walters, des jungen Dichters, Werden charakteristisch war das frühe und bewusste Ringen nach Vollkommenheit und Selbstverleugnung in tiefem sittlichen Ernst. Es wuchs heraus aus seiner lautereren Frömmigkeit. In solchem Werden liegen immer die Keime zu schweren inneren Kämpfen, zu mancherlei Fallen und Wiederaufstehen, zu mannigfadem Verlieren und wieder von vorn Ansfangen. Stunden bitterer Herzensnot ließen den Ringer klagen:

„Ich fühle tief, daß ich verstoßen bin
aus allem, was ich war, und ich verzage!“

Aber aus dem Verzagen wurde bei ihm nie ein Versagen; die Stunden, die ihn in Tiefen führten, die trugen ihn auch zu Höhen, und seine Bitte: „Lebensquell, o tu dich kund!“ fand Erfüllung über Erfüllung. —

Daneben wurden ihm Zeiten geschenkt, in denen er, wie alle schöpferischen Naturen, von heiser, inbrünstiger Freude ganz durchschauert wurde. Im „Klaus von Bismard“ lobert es empor:

„Kennst du die Lust, in eigener Glut zu glühen?
Das ist die Stunde höchsten Menschenglücks,
wenn unser ganzes Ich zur Fadel wird,
vor der die graue Alltagsumwelt jäh
in dunklem Feuer aufglüht und uns flutend
ihr tiefstes Leben zeigt, das tiefverborgene. —

— — — — — Wer sich selbst
je so als Fadel in allmächt'ger Hand,
in unsichtbarer Götterfaust gefühlt,
durchscheinend, brennend, aus sich selber lodernnd,
der kennt das tiefe Glück der reichen Welt!“

Das ist eine der großen Lebenswirklichkeiten; aber unlöslich verbunden bleibt damit eben auch ein tiefes, tiefes Auskosten-

müssen von allem wilden Weh der Welt, — und Walter Flex ist nichts davon erspart geblieben. Er war auch nicht der Mensch, der sich etwas ersparen wollte!

In diesen Jahren war die Mutter seine treueste Freundin. Frau Margarete konnte schweigen und abwarten zur rechten Zeit; sie wußte ganz genau, daß ihre Kinder ganz von selbst den Weg zu ihr fanden ohne irgend ein Drängen und Forschen, und sei es noch so verborgen und leise. Sie konnte aber auch liebe Worte finden, wenn ihr Walter zu ihr kam und wußte manches verworrene Gedankengewebe leicht und lind zu entwirren und zu lösen. Soviel gütiges Aufpassen und Verstehen war in ihr, auch soviel Glauben an das reine Wollen, das sich da vor ihr aufstaut, oft noch verschüttet unter Drang und Not, oft sich selbst noch unbewußt! Tiefes Mitterleben baute wieder und wieder goldene Brücken vom reichen Herzen der Mutter zu der reisenden Seele des Sohnes. Einmal, nach einer ernsten Aussprache, beugte sich der junge Mensch über die Hand seiner Mutter und küßte sie in stiller Ehrfurcht: „Ich danke dir, Mutter!“ „O, Walter!“ sagte Frau Margarete tief bewegt, „wenn die Mütter den Söhnen nicht mehr vertrauen, was wäre die Welt noch wert!“

Sie war eine Mutter voll Herzenstrost und tiefer Weisheit der Liebe; durch Reichtum und durch Wirrsal des Lebens verstand sie männigfache Wege zu weisen und zu finden. „De profundis!“ sagte ihr Walter einmal verträumt, „aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu Dir!“ Die Mutter erwidert ernst: „Mein Sohn, wollen wir es uns nicht auch einmal so übersehen: aus den Tiefen rufe ich, Herr, zu Dir, aus den tiefsten Tiefen meines Herzens, aus Tiefen, die wohl manchmal viel verschüttet scheinen, die aber doch immer wartendes Land sind für Dich, mein Gott! Aus diesen Tiefen, die von Dir gesegnet werden wollen, schreie ich zu Dir; Du kannst alle Leere füllen und alle Sehnsucht stillen. Sieh, Walter, in unsern dunklen Stunden wird das Ackerland freigelegt, in dem Gottes Saat erstarren kann. Wenn Sein Pflug nicht tief greift, wächst nimmer goldnes Korn!“

Nie wird ein Mensch ganz ermessen können, was sie ihrem Sohne Walter gewesen ist, und wie stark und entscheidend sie das Werden des Dichters beeinflusst hat. Das kleine Buch, aus dem dieser Abschnitt entnommen und das seinem Bruder Martin zu eigen gegeben ist, kann und will der Entwicklung Walter Flex', der Entfaltung einer so vielseitigen Dichterpersönlichkeit, nicht gerecht werden; die Aufgabe würde seinen Rahmen sprengen. (Wer Gottes Jahri gewagt. Bilder und Schicksale aus dem Hause Flex von Bernita-Maria Moebis. 181 S. mit Bildern. Ernte-Verlag, Hamburg. Leinen Rm. 4.80. In kurzer Zeit ist dieses erlebte Buch zu einem Lieblings- und Lebensbuch der werdenden und kämpfenden deutschen Jugend geworden; jeder Deutsche, der Walter Flex kennt und schätzt, wird mit Freuden nach diesem Erinnerungsbuch greifen. Die Hoffnung haben viele aus dem Buch genommen, daß ein Volk, in dem es solche Häuser gab und gibt, nicht dem Untergange verfallen sein kann. Die Schriftstg.) Nur das möchte ich anklingen lassen, daß in seiner Kinderheimat, in der innigen Verbindung mit dieser Mutter, die Brunnenstube all seiner Kraft lag, der Mutterboden für alles, was er als Mensch und Dichter war und wollte. Als seine tiefe Liebe und Verehrung in jarten Nidern sang und klang, da dankte er Frau Margarete:

„Doch braucht auch meine Seele zum Gelingen
des Sonnenflugs, daß sie auf ihren Schwingen
den reinen Tau der Mutterliebe fühlt!“

Und in seiner Kanzlertragödie bekennst er ihr durch den Mund
des sterbenden Klaus von Bismard in heiligem Ernst:

„O, Mutter, — Mutter, — Mutter, — ja, — —
du verstandst mich immer — — — —!“

Max Brod:

Wiedereinschlafen am Morgen.

Der Geist, der zum Leben überredet,
kam an mein Bett zu mir, heut nacht,
Indes ich schlaflos lag, dem Tag entgegen.

Wie gern ließ ich mich überreden,
Der Geist lag neben mir ganz zart
Mit Mädchenfrische, Mädchenaugen, Frühlingsglut...

Sprach nicht, doch läßt' er's in mich ein,
Nährte sich nicht, doch atmete streichelnd —
Freude für alle: sagte sein Streicheln.

Freude für alle: sagte mein Herz
Und hob sich leichter als Springsbrunnenstrahlen, —
Bwar wußte ich, daß es nicht so ist.

Doch stiegen die Strahlen, doch strahlte Atem
Des Mädchengelies wie Sternbild-Milde
Und Jungschlaf, der mich neu umflüht.

Dummheiten der Woche. Kleine Bilder aus der großen Welt.

(Nachdruck verboten.)

Prompte Bedienung.

Ein Landwirt aus Kaisch hatte das Pech, daß ihm seine Scheunen mit der eben eingebrachten Ernte restlos niederbrannten, er hatte weiterhin das Pech, daß er nicht versichert war. Da er unter diesen Umständen sich nicht in der Lage fühlte, seinen steuerlichen Verpflichtungen nachzukommen, bat er das Finanzamt um Ermäßigung. Das ist schon ein Jahr her. Nachdem man ihm inzwischen mehrfach wegen der nichtbezahlten Steuer gepfändet hatte, entschied nunmehr das Finanzamt zu seinen Gunsten und hat ihm mitgeteilt, daß man fortan in jedem Monat — 1 Mark streichen werde!

Geisterstunde.

Es passieren noch Dinge auf der Welt, von denen unsere Schulweisheit uns nicht mal träumen läßt. Dieß man da im „Neuen Wiener Tagblatt“ in einer Novelle folgenden schönen Satz:

„Alein eine höhere Macht öffnete die Schiebetüre, Ni-
schen verstummten... die Damen hülte schritten auf
Zehe n p i k e n in den Saal...“

Da muß allerdings eine ganz merkwürdige höhere Macht am Werke gewesen sein.

Chegatte gesucht.

Heiratsannoncen sind eine Fundgrube für alle, die einma-
herzlich lachen wollen. Zwei hübsche Exemplare aus unserer
Sammelbüchse seien hier vorgestellt. Die „Gartenlaube“ brachte
diesen Erguß:

„Welche gebildete, vermögende Dame (bis 40) leibt zur
E h e s c h e i d u n g s d u r c h f ü h r u n g selbständigem Kaufmann,
Reserveoffizier, 1.80 groß, repräsentabel, zirka 5000 Mark?
Bedingungen können gestellt werden. Bild zuschriften
unter...“

Nun weiß man nicht, beziehen sich die Bedingungen auf die
5000 Mark oder auf die in Aussicht gestellte Heirat?

In der „Bosnischen Zeitung“ suchte einer für seine Schwester
einen passenden Mann und glaubte ihn durch folgende Worte
locken zu können:

„Für meine Schwester, 34 Jahre, bildschöne Blondine von
vornehmer Erscheinung und lieblichem Charakter suche
ich gebildeten Lebensgefährten in gesicherter Position. Zu-
schriften unter Bruderliebe...“

Da müßte man sich doch erst mal vergewissern, was der
liebende Bruder unter lieblichem Charakter versteht!

Vorschrift über alles.

Auf dem Bahnhof startet allmorgendlich um halb sechs Uhr
ein Arbeiterzug, der Bewohner von Zittau nach draußen liegen-
den Fabriklorten zu bringen hat. Eines Morgens versläßt der
Beamte, der die Sperre zu bedienen hat. Die Arbeiter, fast zwei-
tausend Mann, stehen davor und können nicht auf den Bahnsteig.
Man meldet die Sache dem Vorsteher, aber der kann nach Vor-
schrift nichts weiter tun, als den Vorfall notieren und den ver-
geßlichen Beamten zur Anzeige bringen. Aber einen anderen an
die Sperre setzen? Das kann er nicht. Laut Vorschrift. Und so
dampft der Zug, ohne die Arbeiter mitzunehmen, vollkom-
men leer aus der Halle, während die Ausgeperrten auf den
nächsten planmäßigen Zug warten müssen und natürlich viel zu
spät zur Arbeit kommen. Laut Vorschrift.

Blauer Dunst.

Wenn man sich in der Türkei eine Schachtel Zigaretten zu
20 Stück kauft, muß man 20 Stück bezahlen, erhält aber nur 19!
So will es die türkische Regierung, die nicht etwa ihren Unter-
tanen dadurch das Rauchen abgewöhnen möchte, sondern die be-
schlossen hat, durch Abgabe von 19 Stück bei voller Bezahlung der
20er Schachtel einen Beitrag einzusparen, von dem, wenn er groß
genug ist, die noch nicht bestehende türkische Luftflotte er-
baut werden soll. Eine ganz sinnige Einrichtung, denn sowohl
Zigaretten als auch Flugzeuge steigen in die Luft. Allerdings
wird die Regierung recht lange warten müssen, bis sie ihre Flotte
bauen kann, denn zurzeit kauft kein Mensch mehr 20-Stück-
Schachteln, da man Zigaretten ja auch Lo se in kleineren Mengen
bekommen kann.

Der Damenbeerdiger.

In den großen Zeitungen von Los Angeles erschienen jüngst
auffallend aufgemachte Annoncen eines Beerdigungsinstitutes, die
also lauteten:

J. H. RAWLSON,

Größtes Begräbnisunternehmen am Plage,
Spezialität: D a m e n b e d i e n u n g.

Nächstens wird die Firma noch annoncieren: „Im Abonne-
ment billiger.“

Kaninchen auf der Silberhochzeit.

Das Ehepaar Franz Witzle und Frau veröffentlichten wenige
Tage nach ihrer Silbernen Hochzeit im „Landsberger General-
anzeiger“ folgende Dankagung:

„Allen lieben Verwandten, Freunden und Bekannten, dem Tierchutzverein, der Kaninchenabteilung und der Musikkapelle der Landesanstalt sagen wir für die uns zu unserer Silberhochzeit in so reichem Maße zuteil gewordenen Ehrungen herzlichsten Dank.“

Man möchte wirklich gern wissen, was für Ehrungen die Kaninchen dem Ehepaar Witzke haben zuteil werden lassen.

Der Bart wird modern.

Die unangenehmste Zeit für einen Herrn, der sich einen Bart stehen lassen will, ist die, in der die Haare langsam größer werden, bis sie sich zu einem regelrechten Bart gefunden haben. Um in dieser Zeit möglichst nicht von Bekannten getroffen zu werden, die womöglich glauben könnten, er habe kein Geld mehr, sich raffen zu lassen, setzte ein Londoner folgende Anzeige in ein Blatt:

„Gentleman wünscht Pension bei ruhiger Familie auf dem Lande, möglichst weit von jeder Stadt entfernt, wo er sich in Frieden seinen Bart wachsen lassen kann.“

Die Männer haben es wirklich schwer. Sie müssen flüchten, um der Mode gerecht werden zu können. Und die Frauen? Hat man je gehört, daß eine von ihnen sich aufs Land zurückzog, um sich einen Bubitopf schneiden zu lassen?“

Die Kinder auf dem Friedhof.

Der Anfang eines Romans.

(Nachdruck verboten.)

Auf dem Friedhofe von Montrouge bei Paris sah eine Frau kürzlich hinter einem Grabstein zwei kleine Mädchen sitzen, die sich einander umschlungen hielten und weinten. Die Kinder waren gut gekleidet und sahen gesund und sauber aus, doch wußten sie auf die an sie gerichteten Fragen keine Antwort zu geben. Sie sagten nur immer:

„Mama ist weggegangen.“

Es waren Schwestern; dies konnte man aus ihrer großen Ähnlichkeit gleich ersehen. Die älteste war vielleicht vier, die andere zwei Jahre alt. Die Kleinen wurden auf ein Polizeibureau gebracht, wo man feststellte, daß in den Kleidern der Kinder je ein Briefchen eingenäht war. Diese waren in schöner Handschrift und fehlerfrei geschrieben. Der Brief aus dem Kleid des ältesten Mädchens lautete:

„Ich überlasse meine Kinder der Gnade Gottes. Wenn ein guter Mensch sie aufnimmt, wisse er hierdurch, daß ich die Kleinen auffuchen werde, sobald ich ein Gleiches gefunden habe, wo ich sie unterbringen kann. Jetzt muß ich weg und kann sie leider nicht mitnehmen, da sie sonst vor Elend umkommen müßten. Doch ich werde für sie bezahlen, wenn sie gut versorgt werden. Ich bitte das Auffinden der beiden Kinder in den Zeitungen zu melden, zugleich mit der Adresse, wo meine Kinder sind. Ich komme zurück.“

Der andere Brief war kürzer; es hieß darin nur:

„Wer meine Kinder findet und versorgt, wird ersucht, seinen Namen durch die Zeitungen bekanntzugeben. Er wird ein gutes Werk tun und seinen Lohn empfangen.“

Eine Frau wollte die Kleinen mitnehmen, doch die Behörde hielt es für besser, sie in ein Waisenhaus zu bringen. Die Kleider und die Körperversorgung beweisen, daß die Kinder aus guter Familie stammen. Die Zeitungen haben die Bilder der Kinder gebracht, um die Mutter zu überzeugen, daß ihre Kleinen gut geborgen sind. Vielleicht kommt nach einigen Jahren eine reiche Dame, die die Findlinge zurückerfordert und ihnen die Geschichte einer Mutter erzählt.

Das älteste Kind spricht französisch, hat jedoch einen ganz „nordischen Typ“ und erzählt von einem Papa, der ein schönes Kostüm trug und von zwei Hunden, die vor der Türe lagen. Das Kind hat auch einmal schiefen gehört und beginnt laut zu schreien, wenn man sie weiter darüber fragt.

Diese Kinder haben schon eine Geschichte. Wird sie jemals offenbar werden? M. H.

Allerlei Wissen.

Andreas Hofer-Spiele in Erl. Das alte Tiroler Festspielfeldort Pilgerzug wird sich im Juli von Chicago aus nach Europa einschiffen. 500 Farmer aus 45 amerikanischen Staaten werden eine Studienreise nach Europa antreten. In Deutschland wird man die Waldbewirtschaftung, in Frankreich und England den Gartenbau, in Dänemark und Holland die Bewässerungsanlagen studieren.

Lebendig gebärendes Gras. Unter den Rispengräsern, die als häufigste Grasart unsere Wiesen bedecken, findet sich auch ein Gras, das man wegen seiner eigenartigen Fortpflanzungsverhältnisse als das „lebendig gebärende Gras“ bezeichnet. Wer einen ährentragenden Halm dieses Grasses betrachtet, wird erkennen, daß die kleinen Aehren nicht wie andere Gräser Samen ausbilden, sondern in blattartige Knospfpflanzen auswachsen, aus denen alsbald die jungen Blätter hervorkommen. Da sich in diesem Falle die junge Pflanze unmittelbar an der Mutterpflanze bildet, also nicht aus Samen herauswächst, kann man dieses Rispengras daher mit Recht als „lebendig gebärend“ bezeichnen.

Schweden schickt seine Altkrümer. Die schwedische Regierung hat dem Parlament einen Antrag unterbreitet, wonach die Ausfuhr

bestimmter Altkrümer für eine Zeitlang verboten werden soll. Der Grund hierzu liegt in dem massenhaften Aufkaufen schwedischer Kunstaltertümer durch amerikanische Firmen, die systematisch die Kunststätten Schwedens bereisen und Altkrümer aufkaufen.

Tränen als Bakterientöter. Der dänische Arzt Vinhals hat auf Grund langjähriger Untersuchungen festgestellt, daß die menschlichen Tränen nicht nur aus Wasser mit einem Zusatz von Salz bestehen, sondern auch gewisse Gengengifte enthalten, die auf Bakterien vernichtend wirken. Allerdings haben nur frische, blutwarme Tränen diese Eigenschaft.

Aus aller Welt.

Der habende Neger. Aus Brüssel wird berichtet: Gestern, am schönen warmen Nachmittag, legte plötzlich ein Neger am Teiche von Zelles seine Kleider ab und sprang, dem unangenehmen Triebe seiner Natur folgend, ins Wasser. Er schwamm unbedröckten zu dem Entenhaus, das in der Mitte des Teiches sich erhebt, und hörte nicht auf die mahnenden Zurufe des Polizisten am Ufer. Auch die große Menge, die sich inzwischen am Rande des Teiches angesammelt hatte, störte ihn wenig. Also holte man, um die Ordnung zu wahren, die Feuerwehr. Mehrere Reute bestiegen, mit zwei Feuerspritzen bewaffnet, einen Kahn und suchten mit kalten Wasserstrahlen den schwarzen Badegast von der Entendomäne zu vertreiben, ein an sich schon nicht sehr fruchtbares Bemühen, das aber um so mehr mißglückte, als der Kahn durch die starke Rückströmung des von ihnen selbst lancierten Wassers von der Enteninself immer mehr zurückgetrieben wurde. Schließlich bemannte man ein Boot mit sechs mutigen Männern, um dem Neger näher an den nackten Leib zu gehen. Als der die wilde Reute sah, stürzte er sich mit Kopfsprung ins Wasser und schwamm geschwind nach der entgegengesetzten Richtung davon. Am Ufer nahm ihn ein Polizist in Empfang und brachte ihn auf das Kommissariat. Hier will die Polizei festgestellt haben, daß der Neger verübt geworden sei.

Das Flugzeug im Kampf gegen die Mückenplage. Der Wirkungsbereich des Flugzeugs wird immer weiter. Aus Amerika kommt jetzt die Nachricht, daß das Landwirtschaftsministerium der Vereinigten Staaten mit Hilfe des Flugzeugs einen energischen Kampf gegen die Mückenplage organisiert hat. Ganze Flugzeugeschwärme überfliegen in einer gewissen Höhe die Gebiete, die besonders von Mücken heimgesucht sind, und streuen eine Art Insektenpulver in feinsten Pulverform über diese Gegenden aus. Das Mittel soll außerordentlich wirksam sein, 25 Gramm sollen für 40 Ar im Sumpfgelände genügen, um die Mücken zu dezimieren. In Waldgebieten braucht man dagegen zur Erreichung der gleichen Wirkung schon 1 bis 2 Kilo. Die Versuche sollen zu sehr ermutigenden Ergebnissen geführt haben. In den besonders mückenreichen Moor- und Sumpfbereichen konnten durch das Ausstreuen des Pulvers vom Flugzeug aus 99 Prozent der Mückenlarven vernichtet werden.

Fröhliche Ecke.

Im Krankenhaus war ein Schwerverletzter vormittags eingeliefert worden. Mittags rief der Staatsanwalt die Prosektor an, die gerichtliche Sektion sei für nachmittags 3 Uhr angelegt. Der Prosektordienner erlaubte sich den bescheidenen Einwand: „Ja, entschuldigen, das wird sich schwer machen lassen, die Leiche ist nämlich no gar net tot!“



„So geschwind, Herr Huber? Can Sie hinter an jungen Madel her?!“

„Na —, mei Alte hinter mir!“

(Diese kleine Probe ist aus der letzten Nummer der „Jugend“. Für Humor sorgen Heubner, Wilke, Dugo, Werth u. a. mit ihren famosen Witzzeichnungen oder Wihnona, Otto Violar und die ständigen Mitarbeiter wie Peter Pius, Karlchen usw. mit ihren literarischen Beiträgen. Die ernsthaftere Note ist vertreten durch eine eigenartige Erzählung des bekannten ungarischen Autors Michael Babits, eine Landschaft von Otto Scheinhammer und graphische Arbeiten von Karl Michel, A. Burkart, Kurt Werth und Heinrich Heuser. Albrecht Schaeffer neuert eine Reihe reizender Kindergeschichten bei. Die Münchener „Jugend“ ist durch jede Buch- und Zeitschriftenhandlung zu beziehen.)

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.